

Sarah A. Lanier: »Überall zu Hause? Menschen aus fremden Kulturen verstehen«, Marburg an der Lahn 2000.

Claudia Währisch-Oblau: »Die Spezifik pentekostal-charismatischer Migrationsgemeinden in Deutschland und ihr Verhältnis zu den »etablierten« Kirchen«, in: Michael Bergunder; Jörg Haustein (Hg.): »Migration und Identität. Pfingstlich-charismatische Migrationsgemeinden in Deutschland«, Beiheft ZfM 8 Frankfurt am Main 2006, S.10–39.

Ökumenischen Centrale (Hg.): »Lade Deine Nachbarn ein. Gastfreundschaft aus der Perspektive von Migranten und Migrantinnen«, Materialheft 3 – Texte und didaktische Bausteine zur Initiative »Lade Deine Nachbarn ein« im Rahmen des Arbeitsvorhabens zur Überwindung von Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Gewalt der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK), des Zentralrats der Juden in Deutschland (ZJD) und des Zentralrats der Muslime in Deutschland (ZMD), Frankfurt 2002. <http://downloads.kja-freiburg.de/17/1636/1/11114063616120510.pdf>

FREMDE NACHBARN KENNENLERNEN

Die Begegnung von Christen und Muslimen fördert die Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben | Von Karl Federschmidt

Drei Blitzlichter aus meiner Stadt

Besuch in einer Wuppertaler Moschee. Eine Besucherin traut kaum ihren Augen, als der religiöse Leiter der Moschee (Imam) die ganze Besuchergruppe – und auch sie – mit einem Handschlag begrüßt. Vor einiger Zeit habe sie schon einmal eine Moschee besucht, der dortige Imam habe ihr die Hand verweigert mit der Erklärung: Er habe seiner Ehefrau versprochen, nie eine andere Frau zu berühren. Die Besucherin war über dieses Verhalten und über diese Begründung damals sehr empört.

Kurz vor 8 Uhr verteilt eine christliche Gruppe vor einer Schule Taschenausgaben des Neuen Testaments an die ankommenden Schüler. Viele nehmen die Büchlein entgegen, blättern flüchtig, lachen demonstrativ, werfen sie weg. In der großen Pause kommen zwei muslimische Schüler zum evangelischen Religionslehrer. Sie haben ein gutes Dutzend der Neuen Testamente eingesammelt, aus Blumenrabatten und von den Toiletten zusammengesucht, und übergeben sie ihm. »So darf man nicht mit der Heiligen Schrift umgehen«, sagen sie.

Im Religionsunterricht eines Berufskollegs sind die Hälfte der Schüler Muslime. Einer beschwert sich: In der Zeitung werde ständig der Islam schlecht gemacht. Ich glaube das nicht und bitte ihn, zur nächsten Stunde ein Beispiel mitzubringen. Als Beleg bringt er einen Artikel, in dem vom »islamistischen Terror« die Rede ist. Ich versuche, ihm in schlichten Worten den Unterschied von »islamisch« und »islamistisch« zu erklären – merke, wie schwierig das ist, und begreife nun, was er meint.

Der Islam – eine »ökumenische« Herausforderung?

Gehört der Islam denn überhaupt zur »Ökumene«? Wenn »Ökumene« in der ursprünglichen Wortbedeutung verstanden wird als »der ganze bewohnte Erdkreis«, dann lautet die Antwort natürlich Ja. Wenn es um die »christliche Ökumene« geht, lautet sie natürlich Nein. Doch beim Islam liegen die Dinge noch etwas komplizierter: Muslime teilen viele Glaubensaussagen der Christen, ganz bewusst sehen sie sich in der glei-



chen Glaubensstradition wie Juden und Christen. Gleichzeitig aber lehnen sie zentrale Aussagen des christlichen Glaubens (insbesondere die Trinitätsvorstellung und die Gottessohnschaft Jesu, aber z.B. auch den Kreuzestod Jesu) ausdrücklich ab. Und wenn sie die Bibel auch grundsätzlich hochschätzen, ist der von Mohammed überlieferte Koran für sie das letztverbindliche Gotteswort.

Wie weit tragen uns die religiösen Gemeinsamkeiten? Wie weit trennen uns die Unterschiede? Es lohnt sich, hier nicht gleich schon vorab eine »theoretische Antwort« zu geben, sondern in der Begegnung mit konkreten Menschen die eigene Antwort zu suchen und von Fall zu Fall zu erproben.

Muslime als Nachbarn

Rund 3,5 Millionen Menschen mit einem muslimischen Hintergrund leben in Deutschland. Das sind weniger als vier Prozent der Wohnbevölkerung – an sich keine große Zahl. Doch rund ein Drittel von ihnen lebt in Nordrhein-Westfalen, und hier vor allem in den Ballungszentren. Wohl in allen größeren Städten in unserer Landeskirche gibt es das: Wohngegenden, in denen muslimisch geprägte Menschen inzwischen einen wesentlichen oder sogar den überwiegenden Anteil der Bevölkerung darstellen. Aufgrund des relativ niedrigen Altersdurchschnitts dieser Bevölkerungsgruppe gilt das in verstärktem Maße noch für die Einzugsbereiche von Kindergärten und Grundschulen. Wo aber keine Verständigung gelingt, kann es geschehen, dass die, die vor Jahrzehnten hier geboren und aufgewachsen sind, sich plötzlich im eigenen Stadtteil wie Fremde fühlen.

Fast ein Drittel der muslimischen Bevölkerung hat die deutsche Staatsangehörigkeit, und die Mehrheit lebt schon in der zweiten oder dritten Generation in unserem Land. Und doch scheint der Weg zu einer gelungenen Integration noch weit. Nach wie vor prägt der »Migrationshintergrund« – d.h. die Herkunft der Eltern oder Großeltern aus einem anderen Land, überwiegend aus ländlichen Gebieten der Türkei, aber auch aus Bosnien-Herzegowina, Marokko, Afghanistan, Iran und in geringerer Zahl aus vielen anderen Ländern – in starkem Maße die Selbst- wie die Fremdwahrnehmung. Für junge Menschen, so belegen es die PISA-

Schulstudien, verringert dieser Hintergrund die Chance auf schulischen und beruflichen Erfolg und damit die Chance auf gesellschaftliche Anerkennung.

Die öffentliche Wahrnehmung des Islam ist, verstärkt seit den Terroranschlägen des 11. September 2001, meist durch negative Schlagzeilen und politische Ereignisse geprägt. Und die tatsächliche Uneinheitlichkeit der Lebenswelten von Muslimen in Deutschland wirkt dabei auf Außenstehende eher verwirrend als vertrauenerweckend. So verstärken sich kulturelle, soziale und religiöse Fremdheitserfahrungen gegenseitig – und am Ende scheint es zur »angestammten Bevölkerung« hin mehr Gräben als Verbindungen zu geben.

Die religiöse Identität spielt eine große Rolle

Nur ein sehr kleiner Teil der Muslime in Deutschland gehört formal einer der zahlreichen, meist landsmannschaftlich geprägten Moscheegemeinden oder religiösen Vereine an – das islamische Selbstverständnis fordert solch eine Gemeindegliederung nicht. Doch wie bei allen Migrantengruppen, spielt auch für Muslime in Deutschland die religiöse Identität im Durchschnitt eine größere Rolle als für die »angestammte« Bevölkerung. An den hohen Festtagen, etwa im Ramadan, sind alle Moscheen voll und werden gerade auch von jungen Leuten stark besucht. Die Imame genießen ein hohes Ansehen, und wo Vertrauen besteht, können sie in Konfliktfällen wertvolle Vermittlung leisten.

Die Vielfalt unterschiedlicher Organisationen und kultureller Prägungen macht für Kirchengemeinden die Kontaktaufnahme mit Moscheegemeinden oft schwierig. Manchmal besteht die Sorge, ahnungslos an eine radikale Gruppierung zu geraten. Aber wo Misstrauen herrscht, ist ehrliches Kennenlernen nicht mehr möglich. Wenn Unsicherheit besteht, ist es darum gut, durch den Kontakt zu dem/der Islambeauftragten des Kirchenkreises oder gegebenenfalls auch zur Landeskirche mehr Klarheit im Blick auf mögliche Gesprächspartner zu gewinnen.

Eine Orientierung über die wichtigsten muslimischen Gruppierungen und Verbände bietet die EKD-Handreichung »Klarheit und gute Nachbarschaft« (siehe Literaturverzeichnis), S. 95-105.

Die Kontaktdaten Ihres/Ihrer kreissynodalen »Islambeauftragten« erfahren Sie durch die Superintendentur; im Landeskirchenamt ist zuständig: Kirchenrat Rafael Nikodemus, Tel. 0211/4562-218, E-Mail: Rafael.Nikodemus@ekir-LKA.de

Traditionen der Begegnung

Kirchengemeinden haben viele Begegnungsflächen, die Kontakte zu muslimischen Nachbarn ermöglichen. Sie können damit helfen, dem Gefühl gegenseitiger Fremdheit entgegenzuwirken. In der Stadtteilarbeit, in Jugendzentren, in kirchlichen Kindergärten, in der Zusammenarbeit mit Schulen; in der Notfall- und Krankenhauseelsorge; zunehmend auch in der Altenpflege: Überall nehmen muslimische Kinder, Jugendliche und Erwachsene die kirchlich (mit)gestalteten Angebote wahr. Wie können hier soziale Integration, gegenseitiger Respekt und gemeinsame Teilhabe gefördert werden? Kann es z.B. die Aufgabe einer Gemeinde sein, eine Kindertagesstätte weiter zu betreiben, auch wenn die Zahl der evangelischen Kinder in der Minderheit ist? Dazu wäre eine bewusste, programmatische Entscheidungen nötig. Nicht alles, was wünschenswert ist, ist auch machbar. Doch 1999 hat die Landessynode die Möglichkeit eröffnet, dass ein evangelischer Kindergarten z.B. auch eine muslimische Erzieherin einstellen kann, wenn dies in ein entsprechendes pädagogisches Gesamtkonzept eingebettet ist. Und umgekehrt: Viele Moscheen bemühen sich, Sprach- und Nachhilfekurse anzubieten und suchen dafür Unterstützung (freilich ehrenamtlich). Sind Mitglieder unserer Gemeinden bereit, dabei mitzuhelfen?

Das Engagement für die Begegnung von Christinnen und Christen, Musliminnen und Muslimen hat in unserer Landeskirche eine lange Tradition. Seit 1985 gab es in Wuppertal eine Beratungsstelle für christlich-muslimische Begegnungen, zunächst von der Vereinten Evangelischen Mission (VEM), dann von der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR) und der Evangelischen Kirche von Westfalen (EKvW) gemeinsam getragen. 2008 wurde diese Stelle aufgelöst und die Arbeit in die Landeskirchenämter integriert. Auf Ebene der Kirchenkreise gibt es Synodalbeauftragte für Islam, die sich regelmäßig zu Austausch und Fortbildungen treffen. In fast allen Städten gibt es Runde Tische oder Dialogkreise, an denen sich Vertreter von Moscheegemeinden und Kirchen beteiligen. Gemeinsame Projekte, Ausstellungen, Diskussionsreihen etc. haben über die Jahre hin ein Netzwerk von Kontakten und Ansprechpartnerinnen und -partnern geschaffen und damit eine Vertrauensbasis, die auch kontroverse Auseinandersetzungen ermöglicht. Hier muss nun weitergearbeitet werden.

Die einfachste Form für ein Presbyterium oder eine Gemeindegruppe, mit einer Nachbarmoschee in Kontakt zu kommen, ist zweifellos, sie zu besuchen. Wenn der Besuch angemeldet und das Interesse glaubhaft ist, wird man bei solcher Gelegenheit sicher eine beeindruckende Erfahrung »orientalischer Gastfreundschaft« machen. Auch der Austausch von Grüßen zu den hohen religiösen Feiertagen sollte unter Nachbarn selbstverständlich sein. Oft laden Moscheegemeinden im Monat Ramadan zum »Fastenbrechen« (Abendessen nach Sonnenuntergang) ein. Von christlicher Seite werden solche Einladungen eher selten mit entsprechend gastfreundlich gestalteten Gegeneinladungen beantwortet. Naheliegender wäre z.B. eine Einladung zum Osterfrühstück, bei dem allerdings die muslimischen Speiseregeln zu berücksichtigen sind (zumindest: Verzicht auf Schweinefleisch und Alkohol, auch in den Zutaten).

Generell ist zu bedenken: Alle interkulturellen Begegnungen – und die zwischen Christen und Muslimen in unserem Land gehören in der Regel dazu – bedürfen sorgfältiger Gestaltung und respektvoller Toleranz, sonst sind Missverständnisse und Enttäuschungen vorprogrammiert. Die Orientierungshilfe »Erste Schritte wagen« (siehe Literaturverzeichnis) bietet eine Fülle von Anregungen für gemeinsame Aktionen, auf die hier nur verwiesen werden kann.

Bei aller Bemühung um eine Begegnung »auf Augenhöhe« darf das strukturelle Ungleichgewicht nicht vergessen werden, das zwischen Kirchengemeinden und Moscheegemeinden besteht. Während Kirchengemeinden neben dem Pfarrer/der Pfarrerin über bezahltes Personal und zumindest eine professionelle Verwaltung verfügen, geschieht in den Moscheegemeinden praktisch alles ehrenamtlich. Die Moscheevorstände sind mit der Vielzahl von Aufgaben oft sehr beansprucht, und nicht alle Termine können so wahrgenommen werden, wie es wünschenswert wäre. Dazu kommen die sprachlichen Probleme, mit denen vor allem die Imame zu kämpfen haben, die nur für einige Jahre aus der Türkei nach Deutschland entsandt werden. Auch von ihrem theologischen Hintergrund her sind sie mit den Bedingungen einer modernen, pluralistischen Gesellschaft wenig vertraut und damit vielen Fragen, die hier aufbrechen, schlecht gewachsen. Eine muslimische Theologie, die den deutschen Kontext authentisch reflektiert, ist bislang erst in Ansätzen erkennbar.

Grenzen, Fragen und Perspektiven

Zum gegenseitigen Respekt gehört es auch, Eigenarten wahrzunehmen und nicht einzuebneten. Christen und Muslime teilen den Glauben an den einen Gott, aber sie sprechen ein unterschiedliches Glaubensbekenntnis. Auch das ist ernst zu nehmen. So kann man z.B. am Gottesdienst oder Gebet der jeweils anderen Religionsgemeinschaft respektvoll als Gast teilnehmen. Wenn es aber darum geht, dass Christen und Muslime gemeinsam ein Anliegen betend vor Gott bringen wollen – der Anlass dafür könnte z.B. ein Gebet um Frieden sein, der Beginn eines neuen Schuljahres, ein Familienereignis in einer gemischt-religiösen Familie – dann hat es sich bewährt, in diesen Fällen das »multireligiöse« Beten vom »interreligiösen« Beten zu unterscheiden: Letzteres wäre der Versuch, mit gleichlautenden Formulierungen »gemeinsam« zu beten. Beim »multireligiösen« Beten hingegen formulieren Muslime und Christen neben- und nacheinander ihr jeweiliges Gebet, wobei die gegenseitige Anwesenheit die Gemeinsamkeit des Anliegens verdeutlicht. Nur diese Form erscheint geeignet, der tatsächlichen Eigenart des jeweiligen Glaubens Rechnung zu tragen.

Wie weit tragen uns die religiösen Gemeinsamkeiten zwischen Christen und Muslimen? Wie weit trennen uns die Unterschiede? Eingangs habe ich dafür plädiert, eine Antwort darauf nur vor dem Hintergrund konkreter Begegnungen zu suchen. Nach den Erfahrungen, die viele Gemeinden inzwischen gemacht haben, scheint zumindest eine Zwischenbilanz sinnvoll. So hat die Landessynode den Theologischen Ausschuss beauftragt, bis 2009 eine Positionierung zur Frage des Gottes- und Trinitätsverständnisses im christlich-muslimischen Gespräch und zur Tragfähigkeit der Abrahamsverheißung für diesen Dialog vorzulegen, sowie Grundsatzfragen im Blick auf gemeinsame Feiern von Christen und Muslimen zu klären. Das Thema wird unsere Gemeinden also weiter beschäftigen.

Der Gewinn, den Kirchengemeinden aus der Begegnung mit Moscheegemeinden ziehen können, ist am Ende also nicht nur ein gesellschaftlicher. Neben dem friedensstiftenden Ziel kann diese Begegnung auch ein Anstoß und eine Bereicherung für uns selbst werden. Im Gespräch mit Muslimen begegnen wir meist – manchmal in befremdender Wei-

se – Menschen, für die der Glaube mehr ist als nur »reine Privatsache«. Dies kann auch uns neu vor die Frage stellen, wie wir unseren Glauben in dieser – sicherlich christlich geprägten, aber inzwischen auch weithin entchristlichten – Gesellschaft verstehen. Wir begegnen Menschen, denen wir in ganz neuen, oft noch zu findenden Worten erklären müssen, warum uns der Glaube an den dreieinigen Gott so entscheidend wichtig ist. Warum das Kreuz Jesu Heil bedeutet. Und warum wir – neben vielen anderen Begriffen und Titeln für Jesus Christus – nicht auf das Wort »Sohn Gottes« verzichten wollen. Wir begegnen Menschen, die uns – nicht nur die Theologinnen und Theologen, sondern auch die Gemeindeglieder – herausfordern, sprachfähiger zu werden über unseren eigenen Glauben.

Viele der Moscheebesuche, die ich mit Gemeindegruppen durchgeführt habe, endeten mit lebhaften Diskussionen über zentralen Aussagen unseres eigenen Glaubens. Und wenn diese Besuche nichts weiter bewirkt hätten als dieses Interesse am Eigenen, hätten sie sich schon mehr als gelohnt. Auch das ist ja eine Erfahrung des Dialogs: Nur wer den eigenen Glauben verständlich formulieren kann, kann wirklich Gesprächspartner sein.

Literatur

Luth. Kirchenamt der VELKD/Kirchenamt der EKD (Hrsg.): »Was jeder vom Islam wissen muß«, Gütersloh 6. Aufl. 2001 (GTB 786)

Evangelische Kirche im Rheinland (Hrsg.): »Christen und Muslime nebeneinander vor dem einen Gott. Zur Frage gemeinsamen Betens. Eine Orientierungshilfe«, Düsseldorf 1998.

Beratungsstelle für christlich-islamische Begegnung der Ev. Kirche im Rheinland und der Ev. Kirche von Westfalen (Hrsg.): »Erste Schritte wagen. Eine Orientierungshilfe für die Begegnung von Kirchengemeinden mit ihren muslimischen Nachbarn«, Wuppertal 2001.

Kirchenamt der EKD (Hrsg.): »Klarheit und gute Nachbarschaft. Christen und Muslime in Deutschland.« Eine Handreichung des Rates der EKD, Hannover 2006 (EKD-Texte 86).